

Zeitschrift: Beiträge zur nordischen Philologie
Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Skandinavische Studien
Band: 37 (2004)

Artikel: Halldór Kiljan Laxness und Italien
Autor: Friese, Wilhelm
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-858225>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

WILHELM FRIESE, TÜBINGEN

Halldór Kiljan Laxness und Italien

In der Romantrilogie *Íslandsklukkan*, 1943-1946 (*Die Islandglocke*, 1993), versetzt der Erzähler seine Leser und Leserinnen im neunten Kapitel des zweiten Bandes – *Hið ljósa man* (*Die lichte Maid*) – in die Stube der Frau des Bischofs von Skálholt, bei ihr sitzen Snaefridur, ihre Schwester, und der königliche Commissarius Armas Arnaeus, ein willkommener Gast und hochgelehrter Freund des Hauses.¹ Snaefridur bittet schließlich ihn, den weitgereisten Mann und eifrigen Sammler mittelalterlicher nordischer Bücher und Handschriften, ein wenig über die Weltreiche zu erzählen, die er auf seiner Suche nach den Büchern kennengelernt habe. Nach einigem Zögern berichtet er von seinem Aufenthalt in Rom, wo es ihn hinzog, „nicht... um nach der Wahrheit zu suchen, auch wenn es mir, wie so vielen anderen, schwerfiel, von dort zurückzukehren, ohne sie gefunden zu haben... Ich reiste nach Rom, um drei Bücher zu suchen.“ Und dann erzählt er seinen beiden aufmerksamen Zuhörerinnen, dass er die Erlaubnis erhalten habe, in den Archiven des Vatikans nach den drei Island betreffenden Büchern zu suchen, wie er sich durch viele verstaubte Pergamentfetzen hindurchgequält habe, doch ohne Erfolg, die gesuchten Bücher fand er nicht. Er gerät sichtlich in Begeisterung, als er von dem Jubeljahr erzählt, das gerade zu der Zeit in Rom stattfand; viele Pilger habe er dort erblickt, aber keinen Isländer:

Plötzlich waren die hochgelehrten, erleuchteten reformatores unendlich weit weg im Norden. Denn als ich eine Zeitlang diese vielen Füße betrachtet hatte, sagte ich unversehens zu mir selber: Dieser Prozession folgst du, wohin sie auch geht. Dann ging ein Isländer mit der Menge über den Tiberfluß. Wir blieben vor der Basilika Sancti Petri stehen, und die Glocken Roms läuteten, und der Papst kam auf den Balkon seiner Wohnung heraus, mit Mitra und Bischofsstab, während wir Te Deum sangen. Ich hatte nach alten isländischen Büchern gesucht und war traurig darüber, daß ich sie nicht gefunden hatte. Auf einmal spürte ich, daß es gleichgültig war, daß ich diese alten Bücher nicht gefunden hatte. Ich hatte dafür etwas anderes gefunden.

Mit der Frau des Bischofs, einer eifrigen Protestantin, die kein sonderliches Vergnügen an der Geschichte vom Papst findet, mögen sich die Leserin oder der Leser fragen, warum Arnaeus gerade von seinen Erlebnissen in Rom berichtet hat. Die Antwort darauf mag vielleicht enthalten sein in den Sätzen: „Auf einmal spürte ich, daß es gleichgültig war, daß ich diese alten Bücher nicht gefunden hatte. Ich hatte

¹ Halldór Laxness: *Íslandsklukkan*. Reykjavík 1943-46. (*Die Islandglocke*. Aus dem Isländischen von Hubert Seelow. Göttingen 1993). Zitiert wird nach dieser Ausgabe.

dafür etwas anderes gefunden.“ Diese Worte, die der Autor Arnas Arnaeus in den Mund legt, hätten auch die seinen sein können. Die lebendige und eindrucksvolle Schilderung der Pilgerzüge in Rom, an denen Menschen aus allen Teilen der Welt teilnehmen, nur kein Isländer, geht zurück auf Ereignisse und Erfahrungen, die Halldór Laxness zwei Jahrzehnte vor der Arbeit an dem Roman, in den zwanziger Jahren, widerfahren sind. Damals, 1925, machte er auf einer Reise nach Sizilien für einige Zeit Zwischenstation in Rom, er wohnte im Hotel einer alten Freundin und besuchte „alle Wunder der Stadt Rom“, dabei begegneten ihm auch die vielen Pilger aus aller Welt, die aus Anlass des Heiligen Jahres – das alle 25 Jahre stattfindet – in der ewigen Stadt weilten.² Im Unterschied aber zu dem königlichen Commissarius in der *Islandglocke*, der nicht nach Rom gekommen war, um die Wahrheit zu suchen, weiß sich der junge Halldór Laxness auf dem Weg zur Wahrheit: 1925 war er fest davon überzeugt, die Wahrheit seines Lebens gefunden zu haben: „Ich hatte dafür etwas anderes gefunden.“

Zu jener Zeit geht es Laxness nicht wie dem gelehrten Büchersammler um mittelalterliche Pergamentschriften, für ihn steht nur ein Buch im Mittelpunkt seiner Gedanken: alle drehen sich um die Konzeption zu *Vefarinn mikli frá Kasmír*, zu jenem Prosawerk, das er im Winter 1925 in einem Päckchen unter dem Arm nach dem Norden bringen wird. In Taormina, dem in Sichtweite vom Ätna gelegenen berühmten Ort, hat er es geschrieben. In wenigen Wochen nur, in den Tagen und Nächten einiger heißer Sommermonate, gleichsam wie im Rausch hatte er die Blätter beschrieben. Im Herbst macht er sich mit dem Manuskript auf den Weg nach dem Norden. Für Rom bleibt ihm nur eine knappe Woche, am 21. Oktober 1925 ist er wieder im Kloster St. Maurice de Clervaux in Luxembourg, jenem Benediktinerkloster, in dem er am 6. Januar 1923 die Taufe empfangen und den Namen des irischen Heiligen und Märtyrers Kiljan seinem Vornamen Halldór hinzugefügt hatte. Bis zum März 1926 wird er sich dort aufhalten, bevor er die Fahrt nach Island antritt, legt er die Profess als Oblate ab.

Die Suche des jungen Halldór Laxness nach der Wahrheit im Chaos der weltanschaulichen Ismen nach dem Ende des Ersten Weltkriegs, als er sich für viele Monate in Zentraleuropa aufhält, endet im Schoß der katholischen Kirche. Engagiert tritt der Konvertit für seinen neu gewonnenen Glauben im heimatlichen Island auf: Er veröffentlicht 1925 eine apologetische Schrift *Kabólsk viðhorf* (*Katholischer Standpunkt*), wird Firmate für den ebenfalls konvertierten Lyriker Stefán frá Hvítadal (1887-1933), ja, er beabsichtigt das Schreiben aufzugeben und will Theologie studieren und danach im Norden für die katholische Kirche missionarisch tätig werden. Seine Erfahrungen auf dem Weg von der Lüge zur Wahrheit – *Fra Løgn til Sandhed* überschreibt er einen Beitrag für die dänische Zeitschrift *Katholsk Ungdom* vom 15. April 1923³ – verarbeitet er in *Vefarinn mikli frá Kasmír*, jenem Prosa-

² Halldór Laxness: *Skáldatími*. Reykjavík 1963. (Zeit zu schreiben. Aus dem Isländischen von Jón Laxdal. München 1976). Kap.: Wer finanzierte den „Großen Weber von Kaschmir“?

³ Peter Hallberg: *Den store vävaren. En studie i Laxness' ungdomsdiktning*. Stockholm 1954, S. 95.

werk, das ganz im „Zeichen des Katholizismus geschrieben“ wurde, wie Laxness in einem kurzen Nachwort zu seinem Tagebuch aus der Zeit seines Aufenthalts in St. Maurice de Clervaux anmerkt, das erst in den achtziger Jahren im Kloster entdeckt und 1987 publiziert werden sollte.⁴ Noch später, in den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts tauchte ein Gedicht auf, das Laxness in jenen Jahren geschrieben hat: „Maríukvæði“ („Marienlied“), erstmals in Halldór Laxness’ *Únglíngurinn í skóginum*, Reykjavík 1997, erschienen und nachfolgend von mir übersetzt.

Diese naiv-frommen Verse, niedergeschrieben von einem tiefgläubigen jungen Mann, wurden vertont und am 14. Februar 1998 beim Seelenamt für den verstorbenen Literaturnobelpreisträger in der Christkönigskirche zu Landakot in Reykjavík gesungen.

Marienlied

Hilf mir du heilige und gute,
lichte himmelsmutter:
lege du mein demütiges gebet
deinem kind ans herz.
Dann werden immer bunte blumen
den garten schmücken,
meinen garten schmücken.

Meine flehende stimme bittet dich,
gesegnet unter den frauen;
sei du stets bis das leben schwindet
der inhalt meiner lieder;
mutter gottes sei meine mutter
und mutter der völker,
mutter aller völker.

Lehre mich in deinen spuren zu gehen,
hin zum himmelstisch,
führe du diesen kleinen knaben,
wie einst deinen sohn.
Wie Christi ohr sei meines rein
die worte zu hören,
deine worte zu hören.

Vefarinn mikli frá Kasmír, 1927 (*Der große Weber von Kaschmir*, 1988), ist eine Art Gerichtstag des dreißigjährigen Halldór Kiljan Laxness über einen bedeutsamen Abschnitt seines Lebens, es ist der Versuch des jungen Autors, jene geistigen Kräfte, die auf ihn in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg einstürmten, sprachlich-literarisch zu gestalten.⁵ Dieser eigentlich erste Roman von Laxness – zuvor waren einige unbedeutende Prosaarbeiten erschienen – ist nach Sprache und

⁴ Halldór Laxness: *Dagar hjá múnkum*. Reykjavík 1987, Kap. 11.

⁵ Halldór Laxness: *Vefarinn mikli frá Kasmír*. Reykjavík 1927. (*Der große Weber von Kaschmir*. Aus dem Isländischen von Hubert Seelow. Göttingen 1988). Zitiert wird nach dieser Ausgabe.

Stil ein isländisches Echo auf die europäische Literatur jener Jahre: Surrealismus und Expressionismus hinterlassen ihre Spuren, dadaistische Verse, Märchen, Briefe und Sätze in lateinischer Sprache aus Thomas von Kempens 1470 erschienem Werk *De Imitatione Christi* durchbrechen die nicht eben weltbewegende Handlung. Um die Seele des Protagonisten Stein Ellidi – das alter ego des Autors? – ringen religiöse, philosophische, psychologische und künstlerische Ismen der zwanziger Jahre. Halbverdaute Vorstellungen von Strindberg, Freud und insbesondere von Otto Weininger martern sein Hirn; er nennt sich einen „Sohn des Tao in China“, spricht von sich als „der vollkommene Jogi in Indien, der große Weber von Kaschmir, der Schlangenbändiger in den Tälern des Himalaja, der Heilige Christi in Rom“, bis er schließlich sich zu Jesus Christus bekennt: „Ich kann nichts anderes als an ihn glauben ... Alles außer Gott ist eitel. Nur Gott ist die Wahrheit.“

Die vielen Seiten des Manuskripts zum *Großen Weber* schreibt der Dreieinzwanzigjährige in Taormina, so wird es nicht wundernehmen, dass die mediterrane Welt in einigen Kapiteln des Romans auftaucht, jedoch bleiben die abwechslungsreiche sizilianische Landschaft, der Petersplatz und die Straßen Roms eigenartig farb- und konturlos. Von der Ankunft der Hauptfigur des Romans in dem berühmten und von vielen Touristen aufgesuchten Ort in der Nähe des Ätnas lesen wir im 54. Kapitel:

Als Stein Ellidi in Giardino, der Bahnstation von Taormina, aus dem Zug stieg, nach fünftägiger, ununterbrochener Reise, da hatte er überall am ganzen Körper Schmerzen, wie ein Märtyrer, den man ein paar Tage auf der Folterbank vergessen hat. Nach zahllosen Kurven einen kaktusbewachsenen Hang hinauf lieferte ihn das Auto vor der Halle des Hotels Regina in Taormina ab. Es war die Zeit des Tages, zu der die Hitze am größten ist, an den Häusern alle Fensterläden geschlossen sind und sich, abgesehen von deutschen Touristen und Hunden, keiner auf die Straße hinauswagt.

Bei der Suche nach dem Grab seiner Mutter lernt er einen kleinen Herrn „im schwarzen Hemd der Faschisten und mit Monokel“ kennen; beider Gespräche, „zwei Europäer des zwanzigsten Jahrhunderts, zwei maskierte Seelen, zwei Schauspieler“ (Kap. 54 und 55) über die katholische Kirche, über D’Annunzio, Dostojewski und Nietzsche tragen zur Handlung nichts bei, aber vermitteln ein aufschlussreiches Bild von der geistigen Situation der zwanziger Jahre und des Erzählers.

Die letzten Kapitel, 96-100, führen nach Rom, doch die Stadt in „all“ ihrer „Pracht“ (Kap. 96) interessiert den Erzähler nicht im geringsten, geht es ihm doch ausschließlich um die schicksalsschwere Begegnung der beiden Hauptfiguren. Dilja, die Jugendfreundin und Geliebte Stein Ellidis, reist nach der ewigen Stadt, „um ihren Geliebten aus der Gewalt der Riesen zu befreien“ (Kap. 96), sie wirft einen Blick in das Zimmer Steins im salesianischen Konvent, wo er als Gast der Patres bei seinen Exerzitien wohnt, und entdeckt ein Bild von der „Proletarierfrau aus Judäa“ auf dem Nachttisch und darunter die Worte, die an die Verse des „Marienliedes“ denken lassen:

Oh, liebe Mutter Maria! ... Oh, Mutter der Barmherzigkeit, erbarme dich meiner! Ich höre, daß dich alle die Hoffnung und Zuflucht der Sünder nennen. Sei du auch meine

Hoffnung und Zuflucht. Hilf mir um Deines geliebten Sohnes Jesu Christi willen. Strecke Deine Hand aus, um einem elenden, gefallenen Sünder zu helfen. Es ist wahr, meine Vergangenheit ist von Sünden befleckt, weil ich kein Vertrauen in deine Hilfe hatte. Nun lobpreise ich den allmächtigen Gott, der mir in seiner unendlichen Gnade das Vertrauen zu Dir gegeben hat. Mutter Gottes, sei Du auch meine Mutter! (Kap. 98)

Vergebens redet Dilja auf Stein ein. „Armes Kind!“ sind seine letzten Worte zu ihr: „Der Mensch ist eine Täuschung. Geh und suche Gott, deinen Schöpfer, denn alles außer ihm ist Täuschung.“ (Kap. 99) Und so geht sie dann in der Dunkelheit durch die Straßen der ewigen Stadt:

Zu der Stunde, als die Wintersonne des Südens beginnt, die sieben Hügel Roms zu röten, verirrt sich die Frau zwischen vier Reihen gewaltiger Säulen, die im Halbkreis um einen gepflasterten Platz stehen... Sie setzte sich auf die Stufen der Kolonnaden links vom Hauptportal, lehnte sich an eine Säule und sah er matt auf die Fassade von San Pietro: Sie sah dem Katholizismus ins Gesicht: Und dort steht mit großen Buchstaben geschrieben: TU ES PETRUS ET SUPER HANC PETRAM AEDIFICABO ECCLESIAM MEAM. Das bedeutet: Du bist Stein, und auf diesen Stein will ich meine Kirche bauen. (Kap. 100)

Die entscheidende Begegnung von Dilja und Stein Ellidi lässt der im Sommer 1925 über seinem Manuskript schwitzende Autor in der Zukunft geschehen: Er verlegt sie in den März 1927, ganz offensichtlich ist er davon überzeugt, dass der Protagonist diesen Weg gehen wird: „Þú ert Steinn, og á þessum Steini mun ég reisa kirkju mína.“ Die isländische Übersetzung der Buchstaben an der Fassade der Peterskirche sind nicht misszuverstehen. Für diesen Romanschluss spricht ebenfalls der Vorabdruck eines zentralen, des 65. Kapitels in der Weihnachtsnummer (24.12.1925) der Zeitung *Morgunblaðið* unter der Überschrift „Stein Ellidi spricht mit dem Herrn vor dem Kreuz“ (Übers. von mir). Halldór Laxness schickt dies Kapitel, das von Steins religiösem Ringen erzählt, aus dem Kloster in Luxembourg, nicht nur weil es sich für einen christlichen Feiertag in einer Zeitung eignet, für ihn ist es ein öffentliches Bekenntnis zu seinem neu gewonnenen Glauben, schließt doch das Kapitel mit den Worten:

O crux, ave, spes unica!----

Eine Seele, die Gott liebt, verachtet alles, was niedriger ist als Gott.

Gott allein ist ewig und unveränderlich, erfüllt alles, ist Seelentrost und wahre Herzensfreude.

Und im Frühjahr 1927, als das Buch endlich erscheint, erklärt er: „Von allen Weltanschauungen, die in meinem Buch vorgestellt werden, schätze ich nur eine einzige, nämlich die katholische.“⁶

Einen weit nachhaltigeren Einfluss als die sizilianische Landschaft und Rom sollte auf den jungen Halldór Laxness ein italienischer Schriftsteller, Giovanni Papini (1881-1956), ausüben, insbesondere dessen Autobiographie *Un uomo finito* von

⁶ Peter Hallberg: *Den store vävaren*. S. 344, Anm. 3. – Zur Deutung des Romanschlusses vgl. S. 200; ebenfalls Erik Sønderholm: *Halldór Laxness. En monografi*. København 1981, S. 27.

1912, entdeckte er doch in diesem Buch nicht wenige Ähnlichkeiten mit seinem eigenen geistig-religiösen Ringen. Wie Papini stellt auch Laxness seinem Roman Verse aus Dante Alighieris *La Divina Commedia* voran:

Ma nondimen, rimossa ogni menzogna,
tutta tua vision fa manifesta:
e lascia pur grattar dov'è la rogna!
Chè se la voce tua sará molestá
nel primo gusto, vital nutrimento
lascerà poi, quando sarà digesta. (Par. XVII. 127-132.)

Doch soll dich das nicht hindern, ungeschminkt
Vollständig dein Gesicht zu offenbaren,
Und wer dann räudig ist, den laß sich kratzen.
Wird deines Worts anfänglicher Geschmack
Auch lästig sein, so wird es, wenn verdaut,
Dem Hörer Lebensnahrung hinterlassen. (Übers. Karl Witte)

Vefarinn mikli frá Kasmír ist, wenn sich auch nicht wenige autobiographische Elemente nachweisen lassen, keine Autobiographie. Das in acht Bücher mit insgesamt 100 Kapiteln gegliederte Prosawerk, Papini hatte es nur auf sechs Bücher mit 50 Kapiteln gebracht, ist eine sprachlich-stilistische Tour-de-force des jungen Autors. Der Roman brach radikal mit der bis dahin üblichen isländischen Erzähltradition; so stieß er auf großes Unverständnis bei der isländischen Kritik in den zwanziger Jahren. „Viele Literaturkritiker hielten es für eine Schande, ein solches Werk in unserer Sprache herauszubringen“, erinnert sich Laxness in *Skáldatími* (1963; *Zeit zu schreiben*, 1976).

In seinem Sizilien-Sommer schreibt Halldór Laxness neben dem umfangreichen Roman noch eine schmale Erzählung: „Fyrirburður í djúpinu“ („Ein Spiegelbild im Wasser“), über deren Genese er sich ein halbes Jahrhundert später äußert, ist eine wenig überzeugende psychologische Etüde, eine Liebesgeschichte angesichts des Ätna unter „den Ruinen des griechischen Theaters“ in Taormina.⁷

In den späten zwanziger und frühen dreißiger Jahren wird Halldór Laxness nach Aufenthalten in den USA und in der Sowjetunion zu einem engagierten Propagandisten einer innerweltlichen Heilslehre. In nicht wenigen Zeitungsbeiträgen und Reden bei allen möglichen Anlässen bringt er seine Sympathie für das „Vaterland der Werktätigen“ zum Ausdruck. Begeistert schreibt er von den Erfolgen der Sowjetunion auf ihrem Weg zum Sozialismus, und dort empfängt man ihn bei seinen Aufenthalten als „Progressiven“ und „Gumanist“. Für ihn ist die UdSSR in den dreißiger und vierziger Jahren angesichts der Bedrohung durch den Faschismus der Garant für den Weltfrieden. Seine Landsleute weist er immer wieder auf den anti-humanen Charakter des Faschismus hin, zu dem nach marxistischer Terminologie

⁷ Halldór Laxness: *Pættir*, Reykjavík, 2. Aufl. 1954, S. 261-270. (In: *Sieben Zauberer*. Aus dem Isländischen von Hubert Seelow. Göttingen 1990, S. 85-96) – Vgl. Anm. 2, Kapitel: Des „Webers“ Mischogynie.

auch der Nationalsozialismus in Deutschland gehört. Im Zusammenhang mit einer öffentlich in deutschen und isländischen Zeitungen geführten Fehde wird von den nationalsozialistischen Kulturverwaltern der Vertrieb seines Romans *Der Freisasse*, eine Übersetzung von *Sjálfstætt fólk*, 1934-35, verboten.⁸

Ein willkommener Anlass für eine bitter-böse Abrechnung mit dem italienischen Faschismus wird für Halldór Laxness der Besuch einer italienischen Fliegerstaffel unter Marschall Balbo im Sommer 1933 in der isländischen Hauptstadt, zugleich bietet es ihm die Gelegenheit, auf die Darstellung der Ankunft der Flugzeuge durch „einen isländischen Geschichtenerzähler, der in Dänemark lebt und die großen Nationen liebt“ voller Hohn und sarkastisch zu reagieren. Hatte doch Guðmundur Kamban (1888-1945) in seinem Roman *30. Generation* (1933; *Das 1000. Geschlecht*, 1937) geschrieben, „dass die Isländer, als sie den Lärm der Flugzeuge der Faschisten über ihren Köpfen hörten, von solcher Freude und Begeisterung gepackt wurden, dass auf den Straßen und Plätzen der Hauptstadt sich wildfremde Leute in die Arme fielen und unter Tränen küssten“. Nach Meinung des Erzählers in der bald nach dem Besuch der italienischen Fliegerstaffel in Reykjavík von Halldór Laxness geschriebenen Erzählung „Ósigur ítalska loftflotans í Reykjavík 1933“ (1934-35; „Die Niederlage der italienischen Luftflotte 1933 in Reykjavík“)⁹ hat diese Darstellung mit der Wirklichkeit nichts zu tun.

Der Glanz des Ruhms und die Wirklichkeit sind zwei verschiedene Dinge, leider. Die Wahrheit war, daß man am Nachmittag kaum mehr durch die Hauptstraße gehen konnte, weil dort so viele Leute waren, die aussahen wie die Heilsarmee oder Briefträger oder die Laufburschen von Hotels. Sie standen uniformiert auf den Gehwegen herum und unterhielten sich wild gestikulierend. Und ernste Bürger, die fast nicht an ihnen vorbeikamen, sagten mürrisch: Was haben diese verdammten Gecken hier verloren. Das war alles.

Turbulenter Höhepunkt des Besuchs der Fliegerstaffel aus Italien ist ein Handgemenge zwischen einem dieser „Gecken“ und dem Pikkolo eines Hotels, einem ganz gewöhnlichen isländischen Jungen, der sich in seiner prächtigen Uniform nicht geringer als die Fliegeroffiziere dünkt. Dieser Stefan Jonsson oder Stebbi wirft den Faschistenführer Pittigrilli zu Boden und bringt so, ohne es zu ahnen, „der italienischen Luftflotte in Reykjavík“, eine Niederlage bei.

Die Erzählung, eher sollte man vielleicht von einer Anekdote sprechen, lockert der Autor durch humorvolle und ironische Zwischenbemerkungen auf, doch überzieht er seine Polemik durch sich häufig wiederholende Klischees: So sind z.B. auf

⁸ „Von *Der Freisasse* bis *Sein eigener Herr*. Laxness' erstes Buch in Deutschland.“ in: Wilhelm Friese: *Knut Hamsun und Halldór Kiljan Laxness. Anmerkungen zu Werken und Wirkung*. Tübingen, Basel 2002, S. 71-79.

⁹ Erstdruck in *Rauðir pennar*, 1937. (In: *Sieben Zauberer*. S. 53-66). Zitiert wird nach dieser Ausgabe. Ital. Übersetzung: La sconfitta della flotta aerea fascista a Reykjavík, in: *Il ponte XIII* (1957), S. 235-241.

der einen Seite die laut schreienden und mit den Armen fuchtelnden und beim Essen schmatzenden italienischen Faschisten, auf der anderen Seite die friedfertigen Isländer, die Uniformen erst mit der Heilsarmee kennengelernten.

Viele Jahrzehnte später plaudert Halldór Laxness in seinen Erinnerungen an die zwanziger und dreißiger Jahre auch über seine Erfahrungen mit den Italienern:

Dieser Aufenthalt in Taormina, der sich gegen meinen Willen so sehr verlängert hatte, verschaffte mir immerhin unerwartete Möglichkeiten, Lebensgewohnheiten und Mentalität der Italiener kennenzulernen. Ich habe lange von der Erfahrung mit diesem Volk gezehrt. Wie erwähnt, war ich gerade dreißig Jahre alt geworden, als ich nach Taormina kam. In diesem Jünglingsalter war es ein leichtes, mit wem auch immer Umgang zu pflegen; die Stadt war klein, wenn sie während des Hochsommers von Gästen entleert war. Ich glaube, ich habe die ganze Hauptstraße gründlichst kennengelernt und ziemlich viel über die schmalen Seitengassen, die von ihr ausgingen, gewußt. Unter anderem gewann ich eine Grunderkenntnis über die Italiener, daß sie einem nämlich beistehen, wenn man in der Klemme steckt – im Gegensatz zu manchen anderen Völkern, die einem Fremden sehr gern den Weg weisen, auch freundlich über das Wetter zu plaudern verstehen, sich aber unvermutet in Luft auflösen und nicht mehr vorhanden sind, sobald der Gast in einer wirklichen Schwierigkeit steckt. Wenn bei mir irgendwann einmal Not am Mann sein sollte, dann möchte ich unter Italienern sein. Sie schröpfen zwar die Leute, die nicht zu handeln verstehen, und Provinzler aus Nordeuropa, wenn sie sehen, daß diese mit Hosentaschen, die vollgestopft sind mit losen Banknoten, herumspazieren; das empfinden die Italiener als Selbstverständlichkeit. Der Ausländer jedoch, der krank und ohne Mittel dasteht oder dem ein Unfall widerfahren ist, besitzt einen Schlüssel zum Herzen der Italiener. Als man in Taormina feststellte, daß hier ein junger Mann Tausende von Meilen von seiner Heimat entfernt und mittellos gestrandet war, wurde er zum Lieblingskind aller, selbst der Mafia. Er gehörte der ganzen Stadt.¹⁰

Sind diese Worte ernsthaft gemeint und nicht ironisch – das lässt sich bei Laxness' Betrachtungsweise nicht immer – nicht nur in diesem Fall – leicht feststellen, subjektiv sind seine Äußerungen stets, schätzte er doch höher als jeden theoretischen Ernst die Erfahrung.

¹⁰ Vgl. Anm. 2.